

## L i t e r a t u r   d e s   A u s l a n d e s .

N<sup>o</sup> 81.

Berlin, Mittwoch den 6. Juli

1836.

### E n g l a n d .

Schloß Hainfeld, von Capitain Basil Hall.

Das von dem in der Reise- wie in der Erzählungs-Literatur gleich beliebten Capitain Basil Hall unter obigem Titel erschienene Buch dürfte um so mehr geeignet seyn, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, als die einzelnen Particellen desselben ganz aus der Wirklichkeit, aus dem Leben entnommen sind. Capitain Hall erhält auf seiner Reise durch Italien zufällig ein Einladungs-Schreiben von einer alten Schottischen Dame, die mit dem Grafen Purgstall, einem Oesterreichischen Gutsbesitzer in Steiermark, vermählt war. Wir lassen die Einladung selbst hier folgen:

„Mein Herr, ich habe so eben Ihren Brief vom 21. April aus Albano empfangen. Ich bin so ganz aus der Gewohnheit gekommen, einem fröhlichen Gedanken Raum zu geben, daß ich fast erzittere, während ich Ihnen hiermit anzeige, daß ich mich außerordentlich freuen würde, wenn Sie mich mit Ihrer werthen Familie auf meinem Schlosse in Nieder-Steiermark besuchen wollten. Ihre lieben Kleinen bedürfen gewiß der Ruhe. Lassen Sie sie daher einige Wochen in Hainfeld zubringen. Das Schloß ist groß genug; es enthält neununddreißig Zimmer, die alle vollkommen, obgleich noch im Stile des vorigen Jahrhunderts, möblirt sind; die Luft und das Wasser hier sind gut; das Land ist reich, vortreflich angebaut und bietet durch seine Mannigfaltigkeit reizende Aussichten dar. Ich kann Ihnen zwar nicht viel Vergnügungen versprechen, denn ich bin eine Wittwe, die den Genüssen des Lebens ziemlich entfremdet ist; aber wenn eine herzliche Aufnahme selbst die Eindrücke angenehm zu machen vermag, so bin ich sicher, Sie werden es hier ziemlich erträglich finden. Ungarn, ein noch zu wenig bekanntes Land, liegt nur drei Meilen von hier entfernt. Sie werden von meinen Gränznachbarn gewiß recht gut aufgenommen werden und in dem Volke einen Schlag von Menschen kennen lernen, der von den übrigen in Europa gänzlich abweicht. Was den Weg hierher betrifft, so kann ich Ihnen versichern, daß er vortreflich und in jeder Hinsicht dem durch Tyrol vorzuziehen ist. Es war der Zufall, der die ersten Englischen Reisenden durch Tyrol führte; seit der Zeit ziehen sie alle wie ein Vogelschwarm immer durch dasselbe Land. Aber die Alpen und die Seen in Steiermark sind nicht weniger interessant als die in Tyrol, und Grätz ist in keinem Betrachte Innsbruck nachzusetzen. Ein anderer Vortheil, den Ihnen die Reise hierher gewährt und den sie ohne Zweifel zu schätzen wissen werden, ist, daß er Ihnen die Gelegenheit darbietet, die Bekanntschaft des Erzherzogs Johann zu machen, der ganz einfach und ruhig auf seinen Eisenwerken lebt und Sie gewiß mit vielem Vergnügen aufnehmen wird. Er ist ein ausgezeichnet gebildeter Mann, besitzt eine Masse praktischer Kenntnisse, und seine Manieren sind wahrhaft einnehmend. Als Mensch hat er Wenige seines Gleichen — als Fürst ist er jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung. . . . Ich wage es nicht, von der Heimath meiner Jugend zu sprechen. Die fünf- unddreißig Jahre meiner Abwesenheit haben mich aus dem Andenken derer, die mir am theuersten waren, verwischt; wenn Sie mir aber die besondere Gunst erzeigen wollen und mich besuchen, so werden Sie den Vorhang wieder etwas lästern und mich einen Blick in die Dinge thun lassen, die mir wahrlich noch zu theuer sind! Es wird mir außerordentliches Vergnügen machen, wenn Sie mir so bald als möglich anzeigen, daß Sie mir einen Besuch abstatten wollen. Der Gouverneur von Mailand, Graf Hardegg, wird sich Ihres Besuchs gewiß erfreuen, nicht weniger als unser Landemann, der General Graf Nugent zu Triest. Doch die Post geht ab; ich muß die in Eile hingeworfenen Zeilen schließen und verharre mit aller Hochachtung und Liebe, Ihre ergebenste Freundin, (Gräfin Purgstall).“

Die Ankunft des Capitains Hall auf dem Schlosse Hainfeld wird uns in folgender Weise geschildert:

„Wir fanden unsere alte Freundin, wie man uns bereits vorher angezeigt, auf einem großen altmodischen, mit geklärten Gardinen versehenen Bette ruhend, in einem schwach erleuchteten Zimmer, das noch in dem Stil des vorigen Jahrhunderts ausgeschmückt war. Ein halbes Duzend Kissen von verschiedener Gestalt und Form diente dazu, ihre abgebehrte Figur etwas emporzuheben, während Alles an ihr die Symptome des Verfalls und des Siechtums an sich trug. Ich sage Alles, mit Ausnahme ihrer Stimme und ihrer Geberden, in denen eine gewisse Lebhaftigkeit und Frische sich deutlich kund gaben. Nichts konnte herzli-

cher oder lebendiger seyn, als der Ton, mit dem sie uns willkommen hieß. Sie schüttelte uns, einem Jeden besonders, die Hand, gleich als hätte sie uns von jeher gekannt, und konnte uns nicht genug ihre Freude darüber bezeugen, daß sie das Glück hatte, uns bei sich zu sehen. „Aber Sie werden gewiß sehr müde seyn“, sagte sie zu uns, „und Ihre Kinder müssen sich nach Ruhe sehnen, so bitte ich denn, beweisen Sie mir, daß Sie sich hier heimathlich fühlen, und wählen Sie sich selbst die Zimmer aus, die Ihnen am besten anstehen. Wir haben deren genug, wie ich glaube; auch soll Ihnen sogleich die Mahlzeit servirt werden, die bereits ein oder zwei Stunden auf Sie wartet.“

Wir entfernten uns unter Begleitung des Hausverwalters Joseph, der auf Befehl seiner gastfreundlichen Gebieterin die Defen in drei Mal so viel Zimmern heizen ließ, als wir möglicherweise einnehmen konnten, damit wir, wie er sagte, eine vollkommen freie Auswahl hätten. In den meisten alten Schlössern, die ich bisher gesehen, waren die Zimmer klein und eng, aber zu Hainfeld fand ich sie groß und bequem; und wenn auch die Möbel hier nicht in einem solchen Ueberflusse zu sehen waren, wie wir es in unseren modernen Palästen gewohnt sind, so waren sie doch alle in einem guten Zustande und selbst elegant zu nennen, wenn man sie in ihrer eigentümlichen, aber freilich schon veralteten Weise auffaßt. In dem Hauptzimmer, das für uns zurecht gemacht worden und das schönste in dem ganzen Schlosse war, stand ein herrliches Bett, das zum wenigsten acht Fuß breit, mit karmoisinrothen seidnen Gardinen versehen und mit zwei oder drei Zoll breiten Vorten besetzt war, über welchen eine silberdurchwirkte Kranzleiste saß, in demselben Geschmacke, wie die reiche, aber schwerfällige Stickerei, die auf der Bettdecke angebracht war. In gleicher Weise waren die Wände mit karmoisinrothem Atlas ausgeschlagen, und rund um das Zimmer herum standen altmodische Sophas, die mit gewundenen Rückenlehnen und Delphinarmen versehen, mit erhabener Arbeit in Gold geschmückt und alle mit elastischen blumendurchwirkten Kissen ausgepolstert waren. Hier und dort standen phantastisch geschnitzte Schreibtische, die von nicht weniger phantastisch gestalteten Füßen getragen wurden, welche auf kleinen Ständerchen ruhten. Das übrige Möbel bestand aus Bureaus, Kommoden und possirlichen Toiletten, die mit ungeheuren starken Spiegeln besetzt waren. Nächstem sah man hier eine Menge von Stühlen mit hohen aufgeschwellten Sesseln, Rohrlehen und freistehenden Armen, auf denen es sich allerdings bequem genug sitzen ließ, die aber nicht so leicht von einer Stelle zur anderen fortgerückt werden konnten. Die meisten Zimmer waren an den Decken mit grotesken reliefartigen Gypsfiguren ausgeschmückt, und die Wände, die nicht mit gräßlich stiereuden uralten Familienbildern bedeckt waren, waren in Fresko aufgemalt und mit Schlachtstücken, Jagdszenen und anderen Kunstwerken in demselben großartigen, aber veralteten Stile verziert. Endlich sah man noch in jedem Zimmer des Schlosses einen auffallend großen porzellanenen Ofen, der, weiß glazirt, in mehreren Stockwerken bis zur Decke sich erhebend, den Chinesischen Pagoden nicht unähnlich war, wie man sie noch in manchen Gegenden häufig zu sehen bekommt.“

Unsere Reisenden machten einen Ausflug nach dem alten Familiensitze der Gräfin.

„Als wir unterhalb Riegersburg vorbeizogen, wo ein kleines malerisches Dorf unter dem Schutze des Forts angelegt ist, machten wir auf den Wunsch der Gräfin einen Abstecher nach der katholischen Kirche, innerhalb welcher sie, wie sie uns erzählte, eine Kapelle hatte aufführen lassen. Da die Gräfin der evangelischen Lehre, in der sie zu Edinburgh erzogen worden, stets treu geblieben war, so konnte uns dieser Umstand nicht anders als höchst auffallend erscheinen. Wir untersuchten indeß das Innere der Kapelle, die ganz den einfachen Geschmack bekundete, welcher Alles charakterisirte, was die Gräfin zur Ausführung bringen ließ. In der Mitte stand ein zierlicher, herrlicher Altar, und an dessen Seite ein schönes Monument aus Granit, das sie ihrem Gatten und ihrem Sohn hatte errichten lassen. Aber Alles überstrahlte die Statue St. Wenzel's, des Schutzheiligen der Purgstall'schen Familie. Das, was uns bei dieser Gelegenheit so seltsam erschien, wurde uns bei unserer Rückkehr nach Hainfeld von der Gräfin selbst erklärt. Sie fragte uns wenig nach dem verfallenen Zustand ihres alten in ihren glücklichen Tagen einst so blühenden Familiensitzes, der nun in fremde Hände übergegangen und seitdem ganz vernachlässigt war. Aber sie sprach gar viel über das, was die Kapelle anlangte, auf welche in der That alle ihre Interessen hienieden sich konzentriren, da sie ihren Gatten so wohl als ihren Sohn hier begraben hatte; wir erfuhren bald, daß ihr einziger Wunsch auf Erden nur der war, dereinst neben ihren Lieblingen beigesetzt zu werden. Um aber diesen hohen Zweck zu erreichen, mußte

\*) Dieser Name hat jetzt auch noch ein besonderes Interesse dadurch erhalten, daß ihn der Kaiser von Oesterreich, seitdem die Familie, die ihn geführt, ausgestorben, mit dem Freiherren-Titel an den berühmten Orientalisten, Joseph von Hammer, verliehen hat.

sie den Schwierigkeiten, die sich ihr, erstens weil sie eine Protestantin und zweitens weil das Gut nicht mehr im Besitz ihrer Familie war, entgegenstellten, vorzubeugen und allerlei Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen suchen. Demnächst söhnte sie vor Allem die Priester dadurch mit sich aus, daß sie das Kirchengebäude auf ihre Kosten verschönerte; sodann aber ließ sie ein prächtiges Gemälde zu Wien anfertigen, das sie der Gemeinde verehrte, wodurch sie die letztere in einem hohen Grade sich verbindlich machte. Hierzu kam das allgemein verbreitete Gerücht, daß die Gräfin in ihrem letzten Willen gewisse Summen ausgesetzt, die gleich nach ihrer Beisetzung in der Familiengruft der Purgstall's unter die Armen verteilt werden sollten; auch war die Geißlichkeit des Orts davon überzeugt, daß ihre Armen ebenfalls im Testamente der Gräfin nicht unbedacht bleiben würden. Alle diese Dinge erzählte sie uns nicht nur mit der äußersten Gleichgültigkeit in Bezug auf ihren Tod, sondern selbst mit jener Art von lebhaftem Interesse, mit dem Jemand von einem angenehmen Besuche spricht, den er im nächsten Frühling einem seiner Freunde abzustatten gedenkt. Ich war anfangs verlegen, wie ich mich hierbei benehmen sollte — ob ernst oder heiter — da es doch eben nicht artig schien, mich über die Details des Leichenbegängnisses meiner Wirtin in einem scherzhaften Tone zu unterhalten. Endlich aber fragte ich sie, ob sie nicht hier zu Lande, eben so wie in England, deshalb Schwierigkeiten finden dürfte, in einer Gruft innerhalb der Kirche beigesetzt zu werden, wenn es nicht in einem bleiernen Sarg geschähe? Ich machte sie darauf aufmerksam, daß es besonders, da in Oesterreich die Beerdigung unmittelbar nach dem erfolgten Tode stattzubahen pflegt, zumal in einer Provinzialstadt, nicht leicht seyn dürfte, die nöthigen Vorkehrungen so schnell zu treffen. „Und denken Sie wohl“, erwiderte hierauf die Alte lächelnd, „denken Sie, daß ich wirklich die Gefahr laufen würde, die Erfüllung des höchsten und letzten meiner Wünsche von einer solchen reinen Zufälligkeit abhängen zu lassen? Nein! Nein! Sie sollen sich selbst davon überzeugen!“ Hierbei zog sie die Glocke und ließ ihren treuen Joseph herbeikommen. „Nimm die Schlüssel“, sagte sie zu ihm, „und zeige Capitain Hall meinen Sarg.“ Hierauf wendete sie sich zu uns und fügte hinzu: „Wenn Sie das Ding sehen werden, so glaube ich, werden Sie mir einräumen, daß man dasselbe wohl nicht deshalb aus der Kirche verweisen dürfte, weil es etwa nicht fest oder nicht schön genug sey.“ Ich gestehe, daß ich nicht wenig neugierig war, zu sehen, was für eine Schönheit an dem bleiernen Sarge seyn könnte; ich fand indeß bald, daß er nicht aus Blei, sondern aus Eisen, und zwar so geschmackvoll gearbeitet war, daß er mehr einem jener Prachtwerke der Skulptur, die über einigen alten Monumenten in der Westminster-Abtei in London hervorragen, als einem zum Gebrauche für eine wirkliche Leiche bestimmten Sarge ähnlich war. Nachdem wir drei große phantastisch gestaltete Schloßer abgenommen und den Deckel zurückgelegt, bemerkte ich zu meinem Erstaunen zwei Bündel in dem Sarge, die, in weiße Leinwand niedlich zusammengeknüpft, jedes in einem besonderen Winkel lagen. Ich bückte mich nieder und entdeckte, daß es Papiere waren, auf denen die Handschrift der Gräfin zu erkennen und die Worte zu lesen waren: „Unsere Briefe — J. A. Purgstall.“

Wir entlehnen unserem Werke noch die letzte, rührendste Scene:

„Ich war nicht wenig darüber erstaunt, von meiner Wirtin den Wunsch äußern zu hören, daß wir so lange bei ihr verweilen möchten, bis sie ihren Geist aufgäbe. Da die Gräfin dies in einem heiteren und fast scherzhaften Tone aussprach, so versuchte ich, ihr in demselben Tone zu antworten: „Bitte, Madame“, sagte ich, „wann glauben Sie denn eigentlich zu sterben, — denn darauf möchte es doch wohl noch vor Allem ankommen?“ Die Alte lächelte, als sie sah, daß ich den Gegenstand auf diese Weise aufnahm und rief aus: „Sie haben sehr recht; man kann nicht von Ihnen verlangen, daß Sie auf eine unbestimmte Zeit hier bleiben, und es wäre von Ihnen eben so unbedenklich, ein solches Versprechen einzugeben, als von mir, es zu fordern. Aber“, fügte sie nach einer Pause von zwei oder drei Minuten in einem ernsteren Tone hinzu, „ich werde Sie nicht lange aufhalten. Sie wissen wohl, wie verhängnißvoll der gegenwärtige Zeitpunkt schon seit mehreren Jahren sich mir bewährt. Der 22. März ist der unglücklichste Tag meines Lebens. Vor vierundzwanzig Jahren verschied mein Gatte an diesem Tage, und wie ich Ihnen versichern zu dürfen glaube, werde ich auch gewiß an demselben Tage sterben!“ Ehe ich noch zu Worte kommen konnte, um ihr meine Verwunderung über ihre Reden anzudeuten, fing sie schon wiederum an: „Sie mögen wohl über eine solche Erklärung erstaunen, aber Sie werden sehen, daß das, was ich sage, sich nicht als unwahr erweisen wird. Meine anscheinende Genesung bestand fast lediglich in einer äußeren Täuschung — im Innern ist das Lebensprinzip bei mir im Schwinden. Ich bin mit meiner Krankheit zu sehr vertraut, um mich nicht auf deren Entwicklungen zu verlassen. Die Hand des Todes ruht bereits auf mir, und ich freue mich auch, es selbst zu bemerken. Ich kann für das schmerzvolle Ereigniß nicht besser vorbereitet seyn, als ich es bin, und es ist mir gerade so, als wenn die Vorsehung Sie in dieser rauhen Jahreszeit deshalb hierher gesandt, um mir in den letzten Augenblicken beizustehen. Ich werde glücklich sterben, ganz glücklich, wenn Sie mir zur Seite sind, um mir die Augen zu schließen — und wenn Ihre kleinen Kinder mich anlächeln werden, indem ich aus der Welt scheidet. Es wird dies ein höchst angenehmes Gefühl für mich seyn, mich nicht verlassen, sondern von Freunden umgeben zu sehen. Seit mehreren Jahren ist es mein einziger Wunsch auf Erden gewesen, wenn ich auch nur wenig Hoffnung für die Erfüllung desselben nähren dürfte. Wie hätte ich auch wohl erwarten sollen“, fuhr sie lächelnd fort, „daß eine Familie aus meinem Vaterlande Lust oder Mühe dazu haben werde, einer so abgelebten und verfallenen Menschengehalt, wie die meinige, ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden?“ Ich versicherte ihr, daß ich und meine ganze Familie bereit wären, ihre Wünsche zu erfüllen, und daß wir unseren Verbindlichkeiten gegen sie gewiß nachkommen würden. „Woblan denn“, rief sie aus, „so erzeigen

Sie mir die Gewogenheit, über die Aequinoctien auf meinem Schlosse zu verweilen. Dieselben werden in einigen Tagen eintreten. Wollen Sie mir diesen Wunsch gewähren?“ — „Von Herzen gern“, erwiderte ich; „wir werden uns sehr glücklich schätzen, dies zu erfüllen. Wir hatten zwar die Absicht“, fügte ich hinzu, „gegen den 20ten nach Wien abzugehen; aber wir wollen von nun an vor dem 30ten nicht mehr ans Abreisen denken, und mögen Sie sich auch während der Zeit noch so wohl und munter befinden.“ — „D!“ erwiderte sie hierauf mit einem Seufzer, „das wird schon lange genug seyn. Ich bin versichert, daß Sie mich mehrere Tage, bevor diese Zeit heranbrennt, zu Grabe geführt haben, und ich werde bereits zu denen eingetban seyn, mit denen allein ich zusammen zu leben gewünscht, und um derenwillen ich auch gern sterbe.“

Seitdem verführte sie den Gegenstand nicht wieder. Allem Anscheine nach besserte sich auch ihr Gesundheitszustand immer mehr, oder wenigstens nahm die Krankheit nicht mehr zu. Nur erschien es auffallend, daß sie nicht mehr im Stande war, ihre Briefe zu lesen; sie ließ sich dieselben jedoch von uns täglich vorlesen und gab dabei ein ungemeines Interesse zu erkennen. Sie unterbielt sich mit uns mit der gewohnten Lebhaftigkeit und fuhr fort, uns durch allerlei Anekdoten zu erheitern. Die Genesung erschien in der That so vollkommen, daß ich am 20. März schon bereit war, ihren Freunden zu melden, daß alle unmittelbare Gefahr vorüber sey. Kaum aber hatte ich den Brief geschlossen, als ich zur Gräfin ins Zimmer gerufen wurde, wo ich sie in einem heftigen Fieber antraf. Ich schickte augenblicklich einen Eilboten nach dem Arzte ab. Bevor aber dieser angekommen war, hatte sich die alte Frau bereits wieder erholt, und nachdem sie mehrere Stunden weit sanfter geschlafen, als sie es seit Jahren gewohnt war, erwachte sie endlich viel kräftiger und munterer, als sie seit längerer Zeit gewesen, so daß alle Welt behauptete, die Krisis ihrer Krankheit sey nunmehr vorüber, und so werde denn auch Alles gewiß aufs Beste gehen. Die Gräfin fühlte sich ganz frei von allen Schmerzen, ein Zustand, der ihr so außerordentlich erschien, daß sie, wie sie selbst sagte, gar nicht wußte, wie sie denselben noch so recht in aller Vollkommenheit genießen sollte. Indessen war dies Alles doch nur mit dem plötzlichen Ausflackern einer Lampe zu vergleichen, die eben im Begriff ist, im nächsten Augenblicke zu verlöschen. Am 23ten, kaum vierundzwanzig Stunden nach der Zeit, die sie selbst als die gefahrvolle bezeichnet, hatte ihre Todesstunde geschlagen, und unsere arme Freundin war in ein besseres Leben hinübergegangen!

Außer dieser rührenden Geschichte enthält das Werk noch viel Interessantes und Amüsantes, und überall zeichnet sich der Verfasser durch Reichthum an Geist und Gemüth vortheilhaft aus. Wir erwähnen nur noch ferner, wie wir glauben, wohlbegründeten Vermuthung, daß die Gräfin Purgstall das Original von Diana Vernon in Rob Roy sey.

#### Bibliographie.

- Practical remarks on Genesis and Exodus. (Ueber die beiden ersten Bücher des Pentateuch's.) Von M. Murray. Zweite Auflage. 10 $\frac{1}{2}$  Sh.  
 Beningburgh Hall. — Erzählung aus dem 18ten Jahrhundert. 3 $\frac{1}{2}$  Sh.  
 Edrick — der Sachse. Erzählung aus dem 11ten Jahrhundert. Von H. S. Bredt. 2 Bde. 21 Sh.  
 St. Petersburg, Constantinople and Napoli di Romania. — Vom Legationerrath Friedr. Lieh. 2 Bde. 21 Sh.

## Frankreich.

### Der Bediente des Marquis von Louvois.

(Schluß.)

Bei diesen Worten ergriff Herr Despin Herrn von Louvois' Hände und bedeckte sie mit seinen Thränen.

Während des Gesprächs war die Nacht hereingebrochen; Herr von Louvois blieb kein Zweifel über Meinung und Entschluß des Alten. So ging er denn nach dem Zimmer, wo Paul völlig angekleidet auf seinem Bett oder vielmehr einer Art von Pritsche ruhig lag und schlief. Herr Despin sah schon am Fußende des Lagers, die Augen sehnsüchtig unterwandt auf das lebende Bild seines verstorbenen Kindes gerichtet. Als Herr von Louvois eintrat, stand er auf und überreichte ihm die Schenkungs-Urkunde, deren er vorhin erwähnt hatte, zugleich mit einem Wechsel als Kauf auf die Summe von zehntausend Franken, zahlbar im Fall diese seltsame Probe nicht zur Genüge aller Theile ausschlagen sollte, und entfernte sich dann, ihm nochmals die Sache, an der sein Leben zu hängen schien, mit ehrsüchtvoller Verneigung und flehendem Blick empfehlend. Ueber das Geräusch im Zimmer erwachte Paul; als er seinen Herrn erblickte, fuhr er auf und war eben im Begriff, sich zu entschuldigen, nicht aufmerkamer gewesen zu seyn.

„Bleib“, sagte Herr von Louvois zu ihm, „setz dich zu mir und höre mit aller Sammlung und Aufmerksamkeit, deren du fähig bist. Du hast wohl noch nie“, fuhr er lächelnd fort, „die Geschichte von dem Manne gehört, dem das Glück über Nacht kam, den es im Bett überraschte, und denkt wohl noch viel weniger, daß du der Mann bist. Und doch ist dem wirklich so. Ein Wort, Paul, und du vertauschest meine Livree gegen den Frak eines stattlichen Bürgers. Ein Wort, und du bist ein reicher Mann!“

„Ehrlich gesagt, Herr Marquis“, versetzte Paul, „das würde mich gar nicht Wunder nehmen. Von meiner Kindheit an ist mir das prophezeit worden, und erst vor einigen Tagen in Auvergne wieder. Der Herr Marquis werden sich erinnern, wie Sie in dem armseligen Wirthshaus im Gebirg anhielten, um zu frühstücken, und eben Gendarmen ankamen mit einem Zigeunerweib, die sie zur Stadt ins Gefängniß führten und deren Gesicht noch den Herrn Marquis so kroppirte. Es

war auch keine Heye gemeinen Schlages; sie hatte etwas Würdevolles in ihren Mienen, und man sah es ihr an, daß sie selber an ihre Kunst glaubte. Auch mir kam eine Art von Glaube daran in den Sinn, so daß ich nicht wagte, meine Hand zurückzuziehen, als sie mit ihrer dürreren Faust danach griff und mit gebieterischem Blick mich gewissermaßen zwang, sie auszustrecken. Ich meines Theils sah unterdessen wo anders hin, so grauenetregend war mir ihr Anblick. — Oh! Oh, was seh' ich, sprach sie mit heiserer Stimme und murmelte zwischen den Zähnen; es wird nicht lange dauern, mein Sohn, so hast du Felder und Wiesen und Heerden, Hammel, Kühe und Kälber, Haus und Garten. Habt ihr Lust, dann und wann einmal in der Stadt die Geschäfte der Wirtschaft zu vergessen, in einem schönen Lehnstuhl von Utrechter Sammet mit breiten Streifen, im ersten Stockwerk eines geräumigen wohl eingerichteten Hauses, das euch ebenfalls gehören wird — auch das steht hier, auch ein Balkon mit Blumen besetzt, der die Aussicht auf den großen Platz hat — und auf dem ihr, euer Journal in der Hand, wenn's euch sonst Spas macht, zum behaglichen Mittagesslischen sitzen werdet. — Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, denn das Leben, das sie mir vormalte, gefiel mir ganz vortreflich. — Kaum bis in die Pyrenäen werdet ihr seyn, setzte sie hinzu, indem sie meine Hand zornig von sich stieß, so wird euch dies Glück geboten werden, und ihr werdet es von euch stoßen. — Ich verstand nicht, was sie meinte, und gab im Grunde auch so wenig auf das ganze Geschwätz der alten Heye, daß ich seitdem nicht wieder daran gedacht habe.

Das Zusammentreffen dieser beiden seltsamen Ereignisse machte Herrn von Louvois stutzig. Nach einem kurzen Besinnen theilte er, was sich zwischen ihm und Herrn Despin begeben, an Paul mit und legte ihm die Schenkungs-Akte, auf der nur noch die Unterschrift fehlte, vor. Er entfernte sich dann, um den Jüngling seinen eigenen Gedanken zu überlassen. Es war wirklich der Mühe werth.

Mittlerweile war es Tag geworden; die Wäffer der Gave waren in ihr Bett zurückgekehrt, ungeduldig stampften die Pferde im Stall, und Herr von Louvois schickte sich zur Weiterreise an. Nach Verlauf einer Viertelstunde trat Paul zu seinem Herrn ins Zimmer, mit bescheidener, aber fester entschlossener Miene.

„Nun!“ rief Herr von Louvois ihm mit Lächeln entgegen, „habe ich das Vergnügen, mit dem jungen Herrn Despin zu sprechen?“ — „Mein, gnädiger Herr“, antwortete Paul, „sondern nur mit Paul, mit dem, der Ihre Bedienter gestern war, der es heute ist und der keinen anderen Wunsch hat, als es immerdar zu bleiben, sofern Sie mit ihm zufrieden sind.“ — „Hast du gehöret nachgedacht?“ entgegnete ihm Herr von Louvois erstaunt. — „Und wenn ich zehn Jahre um und um darüber nachdächte, meine Entscheidung würde nie anders ausfallen.“

Herr von Louvois sah ihn ernst, mit gespanntester Aufmerksamkeit an. Er fuhr fort: „Ich bin aufs äußerste bewegt von dem Unglück jener Familie, und Gott weiß es, wie gern ich zu ihrem Troste etwas beitragen möchte. Es sollte mir eine heilige Pflicht seyn, die ich unbedingt erfüllen würde, wenn sie sich mit denen vereinbaren ließe, die mir einmal obliegen, ganz abgesehen von meinem Vortheil, dessen es wahrlich nicht erst bedürfte, um mich dazu zu bewegen; aber, gnädiger Herr, was dieser gute alte Mann von mir fordert, bin ich einmal nicht im Stande, ihm zu leisten: er sucht einen Sohn, und ich habe einen Vater. Meinem Vater gehört es, was von kindlicher Zärtlichkeit und Sorgfalt in mir ist, und das Herz eines Sohnes läßt sich weder verschleusen, noch verkaufen. Der achtbare Mann, der mich hat reich machen wollen, hat Ansprüche auf meine Dankbarkeit: und mehr als Dankbarkeit kann ich ihm nicht bieten. Die Empfindungen, die Regungen, die er von mir begehrt, gehören jenem anderen Greise, der mich ernährt und erzogen hat von dem mühsamen Ertrag seiner Arbeit im Schweiß seines Angesichts, mich an seinem Busen erwärmt hat, wenn ich froh, geweiht hat an meiner Wiege, wenn ich krank war, und der auf meine gute Führung und meine Dankbarkeit gegen ihn die letzte Hoffnung seiner alten Tage gebant hat. Glauben Sie, er würd' es überleben, wenn er erführe, ich hätte seinen Namen für Geld verkauft, hätte das Andenken an seine Umarmungen und seinen Rath von mir gethan wie einen alten Rock, hätte meine neun Geschwister verleugnet wie ein Verräther und schlechter Kerl, um mich den Freuden eines lippigen Müßiggangs ungeschädigt hinzugeben? Sie werden mir ohne Zweifel sagen, gnädiger Herr, daß mein neues Verhältniß mich in den Stand setzen würde, ihm Gutes zu thun, daß Herr Despin selber gewiß nichts dagegen haben würde gegen ein solches Mittheilen von meinem Ueberflusse, und daß in Erwägung dieses Vortheils meine Undankbarkeit und Schlechtigkeit vor den Menschen Entschuldigung finden würde. Wer aber rechtfertigt mich vor mir selber, vor meinem eigenen Gewissen? Uebrigens wäre es unbedingt notwendig, daß mein Vater in diesen schwachvollen Ersatz einwilligen müßte, und ich kenne ihn zu gut, als daß ich nicht wissen sollte, daß er ihn mit Unwillen von sich weisen würde. Ich höre ihn förmlich: Wie, würde er ausrufen, wie kommt denn der junge Herr Despin aus Gausac, den ich gar nicht kenne, dazu, mir seine Almosen anzubieten? Wer hat ihn denn darum ersucht? Wer hat ihm denn was von meiner Lage und meiner Armut gesagt? Habe ich mich etwa in die Nothwendigkeit verseht gesehen, seine Hülfe in Anspruch zu nehmen für den Unterhalt meiner neun Kinder (er würde mich nicht mehr mitzählen), für ihre Erziehung zur Gottesfurcht und zur Liebe ihrer Familie und ihres Vaterlandes? Wenn der junge Herr Despin zu viel Geld hat, wenn er nicht weiß, wo er damit hin soll, vielleicht diese oder jene Gewissensbisse empfindet, die ihn quälen und mahnen, von seinem Ueberflusse zu spenden und ihn in Werken der Milde anzulegen, warum sieht er sich nicht in der Nähe um, warum sängt er nicht in seinem Wohnorte damit an? Wird in seinem Dorf, unter seinen Nachbarn keine Noth vorhanden seyn, der Hülfe und Linderung willkommen wäre? — Denn ich würde, wie meinem Vater, so auch zugleich meinen Erinnerungen, meinen Jugendfreunden, meinem Vaterlande fremd geworden seyn — würde ein neues Leben anfangen, das Leben eines An-

deren, der nichts geliebt hat von alle dem, was ich liebe; und wenn es endlich vorüber wäre, verkürzt durch das Bewußtseyn der Schande, durch nagenden Kummer, durch die Vergnügungen selber und die Lust, in die ich mich stürzen würde, um die Stimme meines Gewissens zu ersticken, würde ich den Schmerz und die Sehnsucht nach mir zurücklassen, die der Sohn des Herrn Despin hinter sich gelassen hat? Was meinen Sie, gnädiger Herr, würde mein Vater, mein wirklicher Vater, mir's vergessen, daß ich ihn in seinem Alter verlassen, und auch das Gebirge durchzusehen, mein Ebenbild aufzusuchen? O, aus dem Wege gehen würde er ihm vielmehr, wenn er ihm begegnete, denn nur an meinen Geiz, an meine unwürdige und niedrige Gesinnung würde es ihn erinnern! Nein, gnädiger Herr, ich vertausche meinen Stand nicht, vertausche meine Lage nicht, weil ich nicht meinen Namen, weil ich nicht meine Familie vertauschen will. Ich bleibe arm, aber bleibe meines Vaters Sohn und erhalte mir so das Recht, ihn ohne Erbittern an mein Herz drücken zu dürfen. Das ist mehr werth als Geld.“

„Bezahlt die Rechnung, geh mein Sohn“, sagte Herr von Louvois und wandte sich um, seine Klüftung vor dem Jüngling zu verbergen. Eine Viertelstunde darauf ertastete die Peitsche des Postillons. Ein Wagen rollte davon. Paul sah auf dem Bock wie Abends zuvor.

Ein Mann, der auf Alles, was im Hause vorging, aufmerksam war und bangen Herzens in seinem Zimmer auf und ab irrte, einmal über das andere die Hülfe Gottes anrufend, slog bei dem Geräusch ans Fenster — die Gewißheit zu erhalten des neuen Unglücks, das ihm doch nicht möglich geschienen. Er sah es nun, daß Alles verloren war für ihn, Alles, auch die Hoffnung. Er hatte seinen Sohn zum zweitenmal sterben sehen. Paul war weg.

Wie vom Donner gerührt, sank der Greis auf das Bett, das noch unberührt dastand, und als ein Aufwärter ihm das traurige Schreiben, das Herrn von Louvois' Lebewohl enthielt, überbrachte, warf er nur einen Blick hinein, einen trostlosen Blick des Jammers, denn den Inhalt des Briefes kannte er schon. O, des Unglücklichen! Wo die Kraft hernehmen, nach Hause zurückzukehren? — vor seine Frau hinzutreten, die so sehnüchterevoll auf seine Rückkunft wartete und des Erfolgs seiner Reise so sicher war? Wie ihr's beibringen, diese Hoffnung weniger Stunden, die nun in ewige Trauer verwandelt war? Nur durch die Religion ist es erklärlich, wie das Herz noch solchen Prüfungen sich fassen und noch länger schlagen kann. Wir sehen in einen Abgrund von Qualen hinein, der sich kaum begreifen und nicht beschreiben läßt.

Hier endet diese Geschichte, an der ich auch nicht den kleinsten Umstand verändert oder hinzugesetzt habe, weil jede Zutat sie, meiner Ansicht nach, verderben würde — und sie kann uns wohl Veranlassung und Stoff zu ernstlichen Betrachtungen geben.

Stoize Philosophen, die Gottes unmittelbares Eingreifen in irdische Angelegenheiten leugnen, werden diese wunderbaren Umstände der Macht des Zufalls zuschreiben, denn Zufall ist der Name, den der kurzschichtige Verstand Gott giebt, wenn er in seiner Verzweiflung so weit gekommen ist, nicht an ihn zu glauben. Religiöse Gemüther werden ein tröstlicheres und erhebenneres Symbol darin erblicken.

Welchen Trost kann in der That die mächtigste Härbitte einem verwaisten Herzen geben, das der Tod zerrissen hat? Ach! nur Schein und äußere Form des Leides vermag sie zu geben, denn die Seele, die ehemals in der Hülle gehaust, ist ja schon bei ihm, der uns den Odem eingehaucht, seinen Odem! und einzig und allein bei ihm, finden wir Alles wieder, was wir je verloren. Was auf Erden zurückbleibt, ist nur ein täuschender Schein, der das Auge eines Vaters auf einen Moment, aber nicht lange seine Liebe, seine Zärtlichkeit betheiligen kann. Um das Leben eines geliebten Weisens, das uns entrisen worden, von neuem wieder erstehen und beginnen zu sehen, müssen wir es in uns und aus uns selber anfangen; und dieser Gedanke allein wäre hinreichend, den Tod zu verschönen, wenn der Tod überhaupt verlißt und verschönt zu werden bedürfte in irgend Jemandes Augen, der lange gelebt hat. Aber wenigstens wird das Leben doch nicht vorbei seyn mit dem Tode und doch wieder von neuem anbeben? O wahrlich! zweifle Keiner daran, es wird! Es ist in dieser Schöpfung nichts, was harmonisch und vollkommen wäre, wenn es nicht das Herz des Menschen ist; die Rolle eines Tages, die es auf Erden spielt, wäre die jämmerlichste Episode in dem erbärmlichsten Drama, wenn das Ende dieser Handlung voll Spott und Hohn und Grausamkeit nichts Anderes wäre als der Tod, das dumpfe taube Nichts. Für einen Zweifel ist hier gar kein Raum, weil ein solches Geschick absolut unmöglich ist.

Man sagt mit Recht, daß man sich erst umgesehen haben müßte in jener Welt, um hienieden bestimmte Begriffe über jene geheimnißvolle Zukunft aufstellen zu können, und solche Fälle pflegen nicht oft vorzukommen. Einen indessen kann ich anführen, den Isländer Bessetiedr, der nach acht Tagen wirklichen Todes aus seinem Sarge lebendig herausgehoben wurde und noch zehn Jahre lang in Uebung guter Werke, aber außer der unmittelbaren Gemeinschaft der Menschen lebte. Dieser Weise, unter dem Namen oder vielmehr Beinamen Lazarus Neobius (Neuleben) — denn die Kritik ist über diesen merkwürdigen Punkt der Literaturhistorie noch nicht im Reinen — hatte die ganze Zeit über, während welcher er der Erde entrückt war, in der Zwischenwelt zugebracht, wo die Guten die ersten Früchte ihres Lobnes genießen und sich durch mildere Prüfungen, als die irdischen sind, zum würdigen Genusse der ewigen Freude vorbereiten. Er hatte dort in der höchsten Entzückung seiner Seele, die man für unaussprechlich halten möchte, wäre es ihm nicht gelungen, sie in beredtester anschaulichster Weise zu schildern, seine Familie und seine Freunde wiedergefunden; und als er sich nun noch einmal in die Schmerzensbände dieses Lebens der Trübsale und Prüfungen zurückgeworfen sah, da betrachtete er diese Verbannung auf die Erde als eine heilige göttliche Sendung, die Frommen in ihrer Hoffnung und Zuversicht zu bestärken und die Schwachen gegen die Sündthätigkeit zu schirmen und zu festigen. Das ist der Geistesinhalt und Inhalt des merkwürdigen Buches von Lazarus Neobius, über das

ich mich ein wenig weiltläufiger ausgelassen habe, als im vorliegenden Fall zweckmäßig erscheinen möchte, weil es fast gar nicht gekannt und überdies auch so selten ist, daß wahrscheinlich außer dem meinigen kein zweites Exemplar weiter existirt. Es ist dies nicht zu verwundern; denn so wie es erschien, griff eine zwiefache Censur mit allen zehn oder vielmehr zwanzig Fingern danach: die der Kirche, die sich nicht für befugt hielt, auf das einzeln stehende Zeugniß eines heiligen Mannes dem Evangelium ein Supplement hinzuzufügen; und die der weltlichen Gewalt, die und vielleicht nicht mit Unrecht der Meinung war, die Aussicht auf eine so glückliche und liebevolle Zukunft möchte den Reiz der zeitlichen Existenz zu sehr schwächen und die Bande des sozialen Lebens zum alleinigen Vortheil des Beschaulichen auflösen. Gegenwärtig ist diese Gefahr nicht mehr vorhanden, sondern vielmehr das Extrem der Zeitlichkeit so überwiegend geworden, daß man sich nicht eilig und eifrig genug nach einem Heilmittel dagegen scheitern zu können. Wenn die Gesellschaft ihrer Auflösung nahe zu sein scheint, so liegt der Grund davon in der engberzigsten und uneligsten Selbstsucht, die das Geschlecht mehr als jemals gefangen hält und es in Sinnlichkeit und materielle Interessen so tief versenkt und verstrickt hat, daß es kein Bedenken nimmt, seine Ewigkeit für ein paar dürre elende Jahre, die vom Moment so schnell wieder verschlungen werden, wie er sie leibt, dahinzugeben. Es wäre jetzt wohl an der Zeit, jarten und duldbaren Gemüthern die Schätze des Trostes und der Hoffnung zu bieten, die sie für das Daseyn in trauriger Zeit und in einer unvollkommenen Welt entschädigen könnten und würden. Ich selbst habe bisweilen daran gedacht, dies Geschäft zu übernehmen, und wenn ich so lange damit gezögert habe, so ist es geschehen, weil ich dachte, das Alter, die Autorität der Jahre und der Erfahrung wäre vielleicht am besten geeignet, meinem Worte leichteren Eingang zu verschaffen. Der Gedanke, diese wenig bekannte, aber lichte und gewisse Welt dem Blicke meiner Leser zu eröffnen, beschäftigte mich noch, während ich anfang, diese letzten Zeilen niederzuschreiben... aber ein plötzliches Bestimmen hält mich wieder zurück.

Genau erwogen, scheint es mir am besten, ich gebe selbst erst dahin und sehe.

Ch. Rodier.

#### Bibliographie.

- Essai sur la philosophie médicale. — Von J. Bonillaud. 7 Fr.  
 Histoire naturelle, chimique et médicale du Lichen d'Islande.  
 — Von J. A. Renard.  
 Histoire naturelle des lépidoptères exotiques. — Von H. Lucas.  
 Mit 200 Abbildungen.  
 Histoire physiologique et pathologique de la salive. — Von  
 Dr. M. Donné.  
 Recherches sur l'encéphale. — Von Pouchappé. 3/4 Fr.

## A f r i k a.

### Neueste Reise nach Nubien.

(Fortsetzung.)

Diese ganze Landschaft verschwindet, sobald man den Fuß in die Wüste setzt. Man weiß, daß der Nil von Korosko bis zur Insel Mograt eine ungeheure Krümmung von 700 Miles macht. Gehen wir, dieser Krümmung ausweichend, quer über die Wüste, so berührt unser Fuß nur beweglichen Sandboden, spitzige Steine und öfter eine Salzkruste, die den Boden bedeckt. Vor uns liegen Fragmente von Granit, Jaspis und Marmor, und selten sind wir so glücklich, ein Wäldchen verkrüppelter Akazien zu treffen, das gegen die Sonnenglut Schutz giebt. Wo Duellen hervorsprudeln, lauert gewöhnlich der räuberische Araber. Herr Hoskins war so glücklich, auf seiner Wanderung nur Müdigkeit und Langeweile bekämpfen zu müssen: er hörte nur den Gesang des Beduinen, der seinen Dromedar antreibt, oder die Märchen, die er in Feierstunden erzählt. Er sah auf einigen Felsen hieroglyphische Inschriften, die da bezeugten, daß die alten Ägypter, wenn sie nach Berber wanderten, denselben Weg einschlugen. An einem Rastorte Elmarra fand er den Menschen so arm wie die Gegend, die er bewohnt. Auf den Befehl des Pascha's haben hier sechs Familien sich niedergelassen, deren Geschäft darin besteht, daß sie die Oeffnung der Brunnen von dem Sande reinigen, der sie verstopft. Diese armen Leute, ohne deren Hirtenspeise der Reisende vielleicht umkommen müßte, erhalten ganz und gar keine Unterstützung von der Regierung; sie besitzen einige Kameele, die sie an die Karawanen vermieten oder verkaufen. Jede Karawane macht ihnen ein Geschenk, oft eine Kleinigkeit, und sie sind zufrieden. Sie leben unter Zelten aus Strohmatte, und ihr wilder Anblick, ihr seltsam verworrenes Haar, die schönen Züge ihres Angesichts vertragen sich wohl mit der Idee, die wir uns von Bewohnern der Wüste machen. Sie haben kein anderes Getränk, als ein brackisches ekelhaftes Wasser, das ihnen jedoch nicht übel schmeckt — so groß ist die Macht der Gewohnheit! Männer und Frauen sind ausgehernget, verdorrt und ents weder ganz ohne Bekleidung, oder in ein paar Lumpen gehüllt — und doch haben diese Leute ein besseres Loos als der Ägyptische Bauer. In beiden Ländern ist der Landmann nur ein Sklave, der für die Regierung arbeiten muß; aber der Nubier wird wenigstens nicht beaufsichtigt, während der arme Ägyptische Fellah immer unter den Augen seines grausamen Drückers sich plagt.

Die Wanderung von da nach Meffarit (El Mehere), der Hauptstadt von Berber, bietet nichts Merkwürdiges. Dieser noch zu Gurdhardt's Zeit so blühende Distrikt von Berber ist jetzt arm und verödet. Abbas-Bei, der Statthalter dieser Provinz, soll uns darüber belehren, warum die Sachen so stehen. „Ich habe hier wenige oder keine Freunde, — so sprach er zu Hoskins — und viele Feinde. Es ist so schwer, den

Pascha zu befriedigen und dem Volke nicht weh zu thun! Den Herren in Alexandrien kann man nie Geld genug schicken, und doch ärgern sie sich, wenn das Geschrei derer, die man schindet, zu ihren Ohren dringt. Ich hoffe zu Gott, daß er mein Wirken segne und mich in den Stand setze, die Zufriedenheit meines Gebieters zu erwerben.“ Dieser Segen, den der Satrap von Gott erbat, war nichts Anderes als die Resignation des Volkes. Man halte ihn darum für keinen bösen Menschen — im Gegentheil, er ist großmüthig und gefällig; er nimmt und giebt gern. Sein Eifer, dem Herrn Hoskins zu dienen, ging so weit, daß er, als Herr Hoskins ihm mitgeteilt hatte, die Eingebornen wollten sich durchaus nicht von Herrn Bandoni malen lassen, auf der Stelle einen Befehl ergehen ließ, kraft dessen Jeder, der sich weigerte, dem Maler zu sitzen, um einen Kopf länger werden sollte. Das heißt doch den Despotismus gründlich verstehen! Der Statthalter hatte den Sohn eines Melik oder kleinen Häuptlings in seinen Diensten; dieser wurde Herrn Bandoni zugeführt, der ihn so meisterlich portraitierte, daß der junge Mann ganz betrübt wurde. Er fürchtete, der Bei werde dieses Portrait zur Schau ausstellen. „Behandle mich — sprach er mit Hochgefühl zu Abbas — wie einen Menschen und zeige mich nicht dem Volke wie ein merkwürdiges Thier.“ Dieser gefallene Häuptling hatte großartige Gesinnungen; er wußte den Säbel so geschickt zu führen, daß man in der hyperbolischen Sprache des Landes von ihm sagte, er sey fähig, hundert Mann in einer Schlacht zu erlegen. Mit einem vollkommen schönen Wuchs und Gesicht verband dieser junge Melik die zierlichste Haltung, die man sich denken kann. Ein junger Bischarjin, der Sohn eines mächtigen Scheich, wurde ebenfalls gezwungen, dem kopirenden Italiänischen Pinsel sein Gesicht zu leihen. Herr Hoskins erzählt uns bei dieser Gelegenheit, wie artig der Bei den Bischarjin zu assistiren gewußt.

Es ist dies ein merkwürdiges Probbchen gnädigen Scherzes von Seiten eines orientalischen Despoten. „Der Bey und seine Offiziere sagten dem armen jungen Manne, wir seyen Türken und von Kabira abgeschickt, um ihm den Kopf abzunehmen. Der Bischarjin setzte sich still und resignirt an den Boden, drehte den Kopf nach einer Seite und rührte sich nicht. Er blieb drei Viertelstunden in dieser Postur. Keiner der Uebrigen, die wir abschilderten, hatte eine so großartige Ruhe gezeigt, und wir wunderten uns darüber, weil wir von dem schlechten Späße des Bey's nichts wußten. Als das Bildniß beendet war, hiefen wir ihn aufstehen und machten ihm ein kleines Geschenk. Wie schön und ausdrucksvoll wurde jetzt sein Gesicht! Welch freudiges Stammen malte sich in Blick und Gebärde, als er sich gleichsam vom Tode wieder auferstanden fühlte! Er sagte uns, wie angstvoll er des verbängnißvollen Streiches geharrt, und bedankte sich in so rührenden Ausdrücken für unsere Menschlichkeit, daß wir bis zu Thränen gerührt und auf den Bey sehr ärgerlich wurden. Allein der arme Teufel sollte noch einen Schreck haben. Der Bey sagte ihm nämlich, wir hätten durch das Portrait eine magische Gewalt über ihn bekommen und könnten ihn auf der Stelle nach Europa entführen. Jetzt zeigte sich's, daß seine Liebe zur Heimath noch größer war, als seine Furcht vor dem Tode: er ging in tiefster Betrübniß zu den Leuten des Bey's und fragte sie angelegentlich, ob es wirklich wahr sey, was man ihm ankündigte. Der Bey wurde zuletzt gemalt: er bestimmte das Portrait für eine seiner Favoritinnen. Es machte ihm große Freude, daß er sich in seinem reichen Kostüm und mit Säbel und Schnurrbart gemalt sah. Nur die Schatten mißfielen ihm; er hielt sie für lauter schwarze Flecken und bat uns dringend, diese Kleckse wegzuschaffen.“

Herr Hoskins hatte die Ehre, mit dem Bey zu soupiren. Alle Vornehme des Landes hatten sich eingefunden, darunter der Kadi, der erste Imam in grünem Dulband, verschiedene Scheiche, der Bischarjin und ein gewisser Melik in blauer Kleidung, der für einen der tapfersten Streiter passirte. Sein Kriegsgeschrei war: ich bin ein Stier und der Sohn eines Stieres; ich werde siegen oder sterben. Er hatte nicht immer gesiegt und war auch bekanntlich noch nicht gestorben; er pflegte vielmehr des Leibes, daß es eine Lust war, und aß für vier Personen. Man versicherte unseren Reisenden, dieser Eisenfresser könne einen ganzen Hammel zum Frühstück aufzehren.

El-Mehere hat ungefähr 300 Einwohner und die ganze Provinz höchstens 30.000. Man findet in der Umgegend einige Indigo-Manufakturen und Lohgerbereien. Auch Baumwolle und verschiedene Getraide-Arten werden in Berber gebaut. Das Zuckerrohr kommt auf den Inseln des Nils sehr gut fort. Diese Industrie, die der Pascha ermuntert, arbeitet im Grunde nur zu seinem Besten. Mehmed Ali's Verwaltungssystem, aus dem man in Europa so viel Ruhmens macht, ist thätiger, aber nicht minder despotisch, als das der anderen Pascha's: er fängt damit an, daß er die geraubten Provinzen ansaugt, und hat er nur noch eine Leiche in den Händen, so bemüht er sich, das Lebens-Prinzip durch eine künstliche Bewegung zu erwecken, wie sie die Mechanik einem Skelett geben kann. (Schluß folgt.)

## M a n n i g f a l t i g e s.

— Leopold Robert. Im Londoner Athenäum wird der von Mistress Trollope verbreiteten Fabel, daß es religiöse Differenzen mit seiner Schwester gewesen seyen, welche den Selbstmord dieses Künstlers herbeigeführt haben, auf das Bestimmteste widersprochen. Eben so wenig soll es gegründet gewesen seyn, daß er in einem Liebes-Verhältnisse zu einer Tochter Horace Vernet's gestanden habe. Bei seiner Sezierung, wird hinzugefügt, habe man so viel Wasser im Gehirn gefunden, daß sich zunächst daraus die beklagenswerthe That des Künstlers erklären lasse, wie auch bereits von Aerzten versichert worden, daß er unter solchen Umständen nur noch kurze Zeit hätte leben können.